



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914**

**Friedjung, Heinrich**

**Berlin, 1919-**

Deutsche Orientpolitik.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76985](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76985)

eines großen Bündnisystems gegen Deutschland, daher dessen wohl-  
gelungene Einkreisung. Sonach ging die deutsche und die eng-  
lische amtliche Politik von der entgegengesetzten Annahme aus;  
die erstere hielt den Krieg für vermeidbar, die letztere nicht. Das  
ist der durch die Leidenschaften des Weltkrieges bei vielen in  
Vergessen geratene Sachverhalt; darauf ist in letzter Linie zurückzuführen,  
daß die deutsche Diplomatie sich wenig um weitere Sicherungen durch  
Bündnisse kümmerte, während die britische das Netz immer fester zuzog.  
Sinnlos aber sind die gegenseitigen Vorwürfe über die Tücke und  
Hinterhältigkeit des anderen Teiles. Nicht in den Persönlichkeiten lagen  
die Ursachen des Zusammenpralles, sondern in den über ihnen waltenden  
staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kräften, also, um es  
in der philosophischen Schulsprache mit einem vielleicht abgegriffenen  
Worte auszudrücken, nicht in der menschlichen Freiheit, sondern in der  
harten Notwendigkeit.

\*

## D e u t s c h e O r i e n t p o l i t i k

Noch mehr Schwierigkeiten türmten sich für Deutschland auf, als  
es, wie es französische politische Schriftsteller gern genannt haben, von  
dem Drang nach dem Osten erfaßt wurde. Auch hier setzte sich die  
stark gewordene Nation neue Aufgaben, die, mit den anderen zu-  
sammengenommen, über ihre Kräfte gingen.

Es war nicht das Werk der deutschen Diplomatie, sondern ergab  
sich aus der Weltlage, daß der türkische Sultan beim Deutschen Reiche  
Schutz und Hilfe suchte. Vorüber war die Zeit, da er gegen die Er-  
oberungsabsichten Rußlands bei England und Frankreich Anlehnung  
fand. Die französische Republik besorgte im nahen Osten die Geschäfte  
des Zaren und Britannien wandte sich seit dem Ende des 19. Jahr-  
hunderts ganz von der Pforte ab. Seitdem England sich in Ägypten  
festgesetzt hatte, war das Nilland der Angelpunkt seiner Machtstellung,  
Konstantinopel wurde ihm gleichgültig. Mit der Zeit faßte es dann  
die Zerschlagung des türkischen Reiches ins Auge, um dessen arabische  
Gebietssteile als Landbrücke nach Indien zu gewinnen. Mit Schrecken

sah die Hohe Pforte, daß der Pfeiler der britischen Freundschaft barst. Als Salisbury Rußland 1896 einlud, den Sultan Abdul Hamid zur Freigebung Armeniens zu zwingen, standen die Dinge für die Türkei verzweifelt. Es war noch ein Glück, daß der Zar, der sich in seinen ostasiatischen Entwürfen nicht stören lassen wollte, den Antrag Englands ablehnte. Aber die drohende Gefahr war der Hauptgrund, weshalb sich der Sultan der deutschen Regierung in die Arme warf. Wilhelm II. antwortete damit, daß er in seiner zu Damaskus 1899 gehaltenen Rede die Befenner des Islam seines Schutzes versicherte; das praktische Ergebnis war die an die Deutsche Bank erteilte Konzession zum Bau der Bagdadbahn. Im türkischen Staatsrat waren jedoch die Ansichten über den Nutzen dieser Politik geteilt. Riamil Pascha, zu wiederholten Malen Großwesir, empfahl immer aufs neue, die englische Regierung um Wiedergewährung der entzogenen Gunst zu bitten; vielleicht werde sie sich durch den förmlichen Verzicht auf Ägypten versöhnen lassen. Auch für die Anrufung des Schutzes des Zaren ließ sich manches sagen, da er die Pforte zu schonen Grund hatte, solange er Port Arthur und die Mandschurei heißer begehrte als die Dardanellen. Indessen bei der Pforte schlugen die Gründe für die Anlehnung an Deutschland durch, besonders weil dieses in den Gebietsfragen vollständig uneigennützig war. Es begehrte bloß wirtschaftliche Zuwendungen, nicht aber wie Rußland und England Häfen und Landgebiete. So schloß sich die Türkei immer enger an Deutschland an. Abri gens verschaffte die Begierde Rußlands, sich in Ostasien auszudehnen, der Pforte ein Jahrzehnt der Erholung. Es war ihr ein Labsal, Rußland zuerst durch den Krieg mit Japan, dann durch die in seinem Innern gärende Revolution beschäftigt zu wissen. Während dieser Zeit trat Japan mit der Pforte in Fühlung und verlangte von ihr einen Dienst, der sie nicht das mindeste gekostet hätte. Das im Schwarzen Meere liegende russische Geschwader hatte für den Krieg mit Japan keinen Wert, da der Dardanellenvertrag ihr die Ausfahrt ins Ägäische Meer verlegte. Als nun die russische Ostseeflotte im Herbst 1904 nach Ostasien zum Kampfe auszog, trat die japanische Diplomatie mit einem merkwürdigen Ansinnen an die Pforte heran: „Lasset das Geschwader des Schwarzen Meeres durch die Meerengen heraus, damit wir auch ihm den Garaus machen können, lasset es heraus!“<sup>1)</sup> Die Versuchung war groß, aber der Sultan hielt es für unklug, die ihn schützenden Verträge in einem Punkte zu ver-

<sup>1)</sup> So nach der Mitteilung eines türkischen Diplomaten.

leben; er zog es vor, sich nicht zu rühren. Das Gewitter in Ostasien brauste zwar bald vorüber, brachte aber der seitwärts gelassenen Türkei immerhin etwas Erfrischung.

Während dieser Vorgänge stieg die Geltung Deutschlands am Bosporus zusehends. Was auch sonst gegen die deutsche Diplomatie eingewendet worden ist: hier leistete sie alles, was billigerweise verlangt werden konnte. Der Kaiser, Bülow und Botschafter Marschall arbeiteten einander in die Hände. Wilhelm II. war in seinem Element, da seine Phantasie diesmal sich nicht an Wirklichkeiten stieß, die ihn zu unbesonnenen Äußerungen reizten; an Bülow gefiel den türkischen Staatslenkern das fürstliche Gebaren, das ihm eigen war, ohne daß er erst zur Durchlaucht erhoben werden mußte; Marschalls, des Botschafters, festes Auftreten und Zuverlässigkeit gewannen das Vertrauen des sonst krankhaft argwöhnischen Sultans. Neben den Staatslenkern waren Militärs, Geldmänner und Ingenieure in gleichem Sinne tätig. Colmar von der Goltz, der militärische Erzieher des türkischen Generalstabes, wurde von dessen Offizieren, auch nachdem sie zu Generälen und Marschällen aufgestiegen waren, als Meister verehrt. Der türkischen Finanzen nahm sich Georg von Siemens an, der Direktor der Deutschen Bank; er schuf dem Sultan durch die Bagdadbahn den Eisenstrang zur Festhaltung seiner asiatischen Provinzen. Bei der Hedschasbahn leistete als Ingenieur Meißner Pascha dieselben Dienste, so daß Mekka und Medina der Reichshauptstadt näher gerückt wurden. Dies Zusammenwirken aller Kräfte verdient Anerkennung, wenn der Lohn auch ausblieb.

In dem Vordringen des deutschen Einflusses auf die Türkei trat während der jungtürkischen Revolution (Juli 1908) eine Stöckung ein. Die aus London und Paris heimkehrenden, aus Staatskruder gelangenden Flüchtlinge sahen in den demokratischen Staaten des Westens ihr Vorbild, während sie dem deutschen Kaiser als dem Freund und Schützer des Sultans Abdul Hamid mißtrauten. Durch kurze Zeit herrschte Begeisterung für England, und Riamil Pascha, von den Jungtürken zum Großwesir erhoben, bog, seiner alten Vorliebe entsprechend, ins britische Fahrwasser ein. Das prägte sich noch schärfer aus, als Österreich-Ungarn im Oktober 1908 die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina aussprach und die deutsche Regierung ihm dabei festen Rückhalt gewährte; die Türken grollten der einen der Mittelmächte wie der anderen. Indessen zog die Wolke bald vorüber. Die Jung-

türken überzeugten sich bald, daß England es nicht aufrichtig mit ihnen und der jungen Freiheit meine. Das zeigte sich zuerst, als Kiamil Pascha sich mit den Anhängern der alten Ordnung gegen sie verschwor, die Jungtürken ihm aber zuvorkamen und am 14. Februar 1909 seinen Sturz herbeiführten. Die Absetzung Kiamils wurde in London übel aufgenommen, noch mehr die folgenden Ereignisse. Ein zweiter, gefährlicherer Anschlag ward gegen den Parlamentarismus versucht, diesmal von Abdul Hamid selbst, der sich nur zum Scheine der neuen Ordnung anbequemte hatte. Mit Hilfe der Priesterschaft und einiger ihm ergebener Offiziere setzte er einen Staatsstreich ins Werk, der in Konstantinopel am 13. April 1909 auch gelang. Indessen erklärte sich der größere Teil der Armee für das liberale System und das Armeekorps von Saloniki, von Mahmud Schewket Pascha geführt, setzte sich gegen Stambul in Marsch. Es rückte in die Hauptstadt ein, worauf Abdul Hamid am 27. April 1909 abgesetzt und Mohammed V. auf den Thron erhoben wurde. Nun erwarteten die Jungtürken, die sich des Despoten mit Mühe erwehrt hatten, daß das freiheitsliebende England ihnen geneigt sein werde. Aber der siegreiche General Mahmud Schewket und seine Offiziere — die letzteren meistens die Schüler des Freiherrn von der Goltz — zeigten Vorliebe für Deutschland, weshalb sich das Londoner Kabinett erzürnt von der neuen Ordnung abwandte. Der türkische Liberalismus wog in den Augen der Briten federleicht, wenn seine Ketten wieder, wie Abdul Hamid, mit Deutschland anknüpften. Das Londoner Balkankomitee, das vor der türkischen Revolution der Hort der christlichen Völkerschaften gewesen war, hatte sich durch kurze Zeit mit den Jungtürken angefreundet, wurde aber jetzt ihr bitterer Feind und betrieb wie früher den Abfall der Christen. Es war klar, daß England die Türkei nur duldete, wenn sie sich zum Werkzeuge hergab. Sonst ging Großbritannien lieber dem Plane nach, sein Imperium in Asien auf Kosten der Pforte auszu dehnen. Anders die Mittelmächte, die nichts Besseres als die Festigung des osmanischen Reiches wünschten. Auch während der Britenschwärmerei der Jungtürken hatten Bülow und Marschall kurz und vornehm der Freundschaft Deutschlands für die Türkei Ausdruck gegeben. So entschlüpfte die Türkei dem englischen Einflusse, und das frühere Verhältnis zwischen Berlin und Konstantinopel stellte sich wieder her. Als auch der Streit um Bosnien durch Zahlung einer Geldsumme seitens Österreich-Ungarns gütlich beigelegt war, liefen die Dinge wieder im alten Geleise.

Als erste Frucht dieser Bemühungen ergab sich für Deutschland die Wiederaufnahme des ins Stocken geratenen Baues der Bagdadbahn (Band II, S. 136). Es gelang der Türkei, die Steuergelder aufzubringen, um die Zinsen der neuen Schuldverschreibungen zu zahlen, so daß sich, Jangarmen vergleichbar, die von Deutschland gelegten Schienenstränge über Kleinasien und bis an den Euphrat dehnten. Damit schob sich der deutsche Einfluß zwischen Ägypten und Indien ein und drang bis an den Indischen Ozean vor, an die empfindlichste Stelle des britischen Reiches. Britannien aber konnte und durfte an der Mündung des Euphrat und Tigris keine europäische Macht dulden. Daß Deutschland in Vorderasien ein Kulturwerk schuf, machte den Briten den Fall nicht willkommener.

Dieses Gliederstrecken der neuen Weltmacht war aber auch den Russen unheimlich. Sie rechneten die Gegenden am oberen Euphrat zu ihrem Einflußgebiete; sie hatten sich bisher nur von England gehemmt gesehen, mit dem sie sich aber, da Persien durch das Abkommen von Reval (Band II, S. 153ff.) gewissermaßen aufgeteilt wurde, friedlich vertrugen. Da trat Deutschland auf den Plan und heimste dank der Freundschaft der Pforte das ein, was Rußland sich nur durch einen Krieg hätte verschaffen können. Durch ein Jahrhundert hatten sich England und Rußland am Bosporus bekämpft, jetzt waren beide zur Seite geschoben und die Deutschen waren die lachenden Erben. Man konnte diesen nicht einmal vorwerfen, daß sie zu ihrem Ziele durch Tücken und Ränke gelangt wären. Um so schlimmer: dann konnten sie auch nicht durch eben diese Mittel hinausgedrängt werden.

Hier war der Punkt, wo die Interessen der Briten und der Russen zusammenfloßen. Im Bunde mit der englischen Diplomatie arbeitete die französische und bewies der russischen Regierung, daß Konstantinopel und die Meerengen unerreichbar seien, wenn sich die Deutschen daselbst einnisteten; diese seien in ihrem Drange nach dem Osten unersättlich.

Von jetzt an rückte der Zar von Deutschland ab. Wohl trafen sich Wilhelm II. und Nikolaus II. regelmäßig und erneuerten die Versicherung alter Freundschaft, aber zwischen die zwei Kabinette trat ein Schatten. Verdüstert wurde das Verhältnis noch durch das Vorgehen Deutschlands im bosnischen Streite. Indem es sich bedingungslos neben Österreich-Ungarn stellte, drängte es die russische Regierung noch mehr an Englands Seite. Wohl ließ Bülow alle Künste seiner Diplomatie

spielen, um dem Petersburger Kabinett zu zeigen, daß er auf dessen Freundschaft hohen Wert lege, und tatsächlich hielt er selbst Iswolskij in guter Stimmung. Der Reichskanzler bot seine guten Dienste an, um dem russischen Minister aus der durch dessen eigene Schuld erwachsenen Verlegenheit herauszuhelfen. Damit hatte Bülow bis zu einem gewissen Grade Glück. Es ist unwahr, daß er Rußland durch Drohungen zum Nachgeben gezwungen habe, er zeigte Iswolskij vielmehr den Ausweg aus seinen Nöten. Tatsächlich sagte der russische Minister dem Fürsten Bülow bei dessen Rücktritt (Juli 1909) den Dank für die geleisteten Dienste (Band II, S. 283).

So verhinderte Bülows Geschicklichkeit das Schlimmste; aber augenfällig lockerte sich die alte Freundschaft der zwei Höfe, aus der der Geist wich, wenn auch die Formen die alten blieben. Die Strömung ging gegen Deutschland, während das viel ältere antienglische Grundgefühl zurücktrat.

Damit sind wir zu dem Hauptunterschiede der Politik Bismarcks und der seiner Nachfolger zurückgekehrt. Schon Caprivi schleuderte er den Vorwurf zu, unter ihm sei der Draht zu Rußland abgerissen. Bis an seinen Tod ließ er in den „Hamburger Nachrichten“ seine Warnungen ertönen, die um so berechtigter waren, je tiefer sich das Deutsche Reich in die Angelegenheiten des fernen Ostens einließ. Er hatte nichts dagegen, daß das geschah: man findet in seinen Rundgebungen nicht einmal einen Tadel der Depesche an Krüger. Er mahnte nicht von der Weltpolitik ab, wohl aber davon, auch dorthin überzugreifen, wo Deutsche und Russen zusammenstoßen mußten. In den „Gedanken und Erinnerungen“, seinem politischen Testamente, ist in eindringlichen Sätzen dargelegt, daß es Deutschland wie auch Österreich-Ungarn nicht zum Nachteil geraten würde, wenn sich Rußland in den Besitz Konstantinopels, seines „Hausstorschlüssels“, setzte. Darauf wäre er gewiß noch nachdrücklicher zurückgekommen, wenn er erlebt hätte, daß sich England seinem Volke immer feindseliger entgegenwarf. Immer hatte er es abgelehnt, daß Deutschland über die Verteidigung der habsburgischen Monarchie hinausgehe und ihr auch in ihrer Balkanpolitik Beistand leiste. Die unbedingte Parteinahme für Österreich-Ungarn ist das grundsätzlich Neue in der deutschen Politik nach 1900.

Es war zuviel, was sich die deutsche Regierung auf lud, indem sie auf der einen Seite der englischen Alleinherrschaft zur See ein Ende machen

wollte und auf der anderen über Konstantinopel auf Bagdad zielte. Eines oder das andere! Deutschland war bereits mit der unversöhnlichen Feindschaft Frankreichs, mit der dumpfen Eifersucht Englands belastet und drängte jetzt auch Rußland von seinem Torwege ins warme Meer ab. Da Bismarck die Schwächen des von ihm gegründeten Reiches so gut kannte, sank er mit schwerer Sorge ins Grab. Seine Nachfolger muteten sich mehr zu, als er je unternommen hatte, und steuerten frohgemut und waghalsig in die Weltweite.

\*

### Tirpitz.

#### Schlachtflotte oder Auslandsflotte?

Verdiente Tirpitz nicht schon als überragende Persönlichkeit in den Vordergrund gerückt zu werden, so jedenfalls als Dolmetsch der Wünsche der Nation nach der seit den Tagen der Hanse verlorenen Seegeltung. Darin war er in Wort und Tat der Führer, seine Gestalt läßt sich aus der Geschichte der Größe und des Falles Deutschlands nicht hinwegdenken.

Bei der Organisation der deutschen Kriegsmarine hatte Tirpitz Vorläufer und unentbehrliche Gehilfen, auch Fachleute an seiner Seite, die auf ihrem besonderen Gebiete besser beschlagen waren als er. In einem Hauptpunkte aber, einem viel umstrittenen, gab er allein der Flottenrüstung das Gepräge, unterwarf den Kaiser, den Reichstag, die Nation seinem Willen, und das war die Entscheidung darüber, ob Deutschland mehr eine Schlacht- oder eine Auslandsflotte nottue, ob die Hochsee im Kriege besser durch ganze Geschwader der schwersten Panzerschiffe oder durch viele über den Ozean schwärmende schnelle Kreuzer behauptet werden könne.

Für England lag die Sache deshalb einfach, weil es mit allen Schiffsgattungen wohlversehen war und dank seinem Reichtum überall das Übergewicht behauptete. In den anderen Flotten jedoch wogte der Streit der Meinungen. Bei den Franzosen gewann gegen Ende des 19. Jahrhunderts „die junge Schule“ die Oberhand; man traute